

Guten Tag, Herr Miles-Paul. Vielen Dank, dass Sie Zeit gefunden haben für ein Interview, in dem es um Ihr Leben als Behinderter und um ihr behindertenpolitisches Engagement gehen soll.

Biografisches

Aus welchem Elternhaus stammen Sie und wie hat es Sie geprägt hat?

Mein Elternhaus könnte man als Arbeiterfamilie zusammenfassen. Meine Mutter war geflüchtet, sie war damals aus der Ukraine über Ostpreußen irgendwann nach Süddeutschland gekommen. Sie hatte wohl sieben Jahre lang die Volksschule besucht. Mein Vater kam von Bessarabien (historische Landschaft in Südosteuropa), und nach kurzer Kriegsgefangenschaft kam er auch in dieses schwäbische kleine Dorf. Das heißt, wir waren weiß Gott keine Bildungsfamilie. Ich glaube, ich habe mit zehn, zwölf Jahren mein erstes richtiges Buch gelesen. Wir haben gelebt. Und mit sechs Kindern war eigentlich immer etwas los. Also schon so was wie eine ganz normale Familie, die nach Flucht und Aufbau ihr kleines Häuschen gebaut hat. Mein Vater hat in verschiedenen Fabriken gearbeitet, meine Mutter war dann später Hausfrau und hat die Kinder großgezogen.

Was für eine Behinderung haben Sie und seit wann?

Meine Mutter hat das immer so geschildert: Irgendwann hätten sie gemerkt, dass mit dem Kind was nicht stimmt, dass es anscheinend schlecht sieht. Und weil mein Cousin eine ähnliche Sehbehinderung hat, mit der er noch ein bisschen schlechter sieht, hatten sie diese Möglichkeit relativ früh im Blick. Ich habe meine Sehbehinderung von Geburt an. Das heißt, ich sehe die großen Dinge – das ist immer schwer in Prozenten auszudrücken –, aber nicht die Details, ob jemand geschminkt ist, beispielsweise, oder ob hier irgendwo eine Spinne unterwegs ist oder Staub herumliegt, das muss mich nicht behelligen, weil ich es nicht sehe. Das heißt natürlich, dass ich lebenslang eigentlich immer auf der Suche bin, wenn ich irgendwohin gehe. Denn es kann sein, dass ich zwar eine Straße hinunterrenne, weil ich mich im Großflächigen dort auskenne, aber dann erkenne ich die Leute oft nicht. Formal habe ich angeblich

ein Sehvermögen so um die fünf Prozent. Aber das ist ganz schwer einzuschätzen. An manchen Tagen ist es schlechter, wenn gerade der Kreislauf runter ist, an anderen Tagen wundere ich mich, was ich wieder alles sehe. Aber es ist schon eine Einschränkung. Beim Lesen muss ich immer nah ran mit der Brille. Beim Fernsehen interpretiere ich vieles anders, als es in Wirklichkeit dargestellt wurde. Ich schlage mich also so durchs Leben. Hinzu kam auch, dass ich am Anfang meines Studiums, als ich in den frühen 20ern war, noch einen Hörsturz hatte. Dadurch höre ich noch ein bisschen schlechter. Inzwischen habe ich Allergien, dann habe ich ab und zu was am Rücken. Das heißt, ich taste mich so langsam heran, die unterschiedlichen Einschränkungen kennenzulernen, die Menschen so haben können und lerne damit umzugehen.

Plötzlich „behindert“

Wann und wie haben Sie Ihre Sehbehinderung denn zum ersten Mal selbst bewusst wahrgenommen?

Das war relativ spät. Behinderung war für mich ja kein Begriff in diesem Dorf. Es hieß: Der Bub sieht schlecht. Ich habe es, glaube ich, das erste Mal überhaupt so richtig wahrgenommen, als ich dann mit 14 Jahren nach Stuttgart auf die Blinden- und Sehbehindertenschule ging. Da war ich dann der Behinderte. Und da habe ich irgendwann realisiert: Mensch, da gehörst du auch zu. Vorher war es eher so: Ich sehe schlecht und muss mich irgendwie durchwursteln, aber ich hatte nicht die Vorstellung, behindert zu sein, obwohl ich natürlich gemerkt habe, wo die Nachteile sind und wo ich mich anpassen musste. Aber erst später bemerkte ich: Ja, ich bin schon behindert, ich kann manche Sachen nicht tun, die entsprechende Unterstützung ist nicht da, und ich werde natürlich auch diskriminiert.

Wie sind Sie als Kind und Jugendlicher mit Ihrer Sehbehinderung umgegangen, und wie sind Ihre Eltern und Geschwister damit umgegangen, das engere Umfeld?

Wie gesagt, das Spannende war, es spielte kaum eine Rolle. Wenn ich heute so daran denke: Man sprach nicht groß drüber, wie das in Familien manchmal so ist. Natürlich haben die Erwachsenen sich immer wieder Gedanken gemacht, wenn der Bub schlecht sah: Wie schafft er die Schule, was wird aus ihm? Meine Mutter war da immer besorgt, ob das geht mit der Schule. Die hat sich dort schwer für mich eingesetzt, dass ich im Dorf bleiben konnte. Aber für mich hat es keine große Rolle gespielt. Ich war bei den Nachbarskindern mit dabei, und wenn Fußball gespielt wurde, war nicht eben nicht der Torschützenkönig. Ab und zu mal stand ich so, dass ich dann doch ein Tor geschossen habe. Aber ich war dabei und es hat mir eigentlich auch Spaß gemacht. Es hat funktioniert, solange ich in meiner bekannten Welt war. Wir hatten den Hof, der immer voll mit anderen Kindern war, da war der Sandkasten, da war die Schaukel, da haben wir Fußball gespielt, da kannte ich mich aus. Da war ich so ein bisschen mittendrin, da war ich prägend. Aber später haben sie dann woanders Fußball gespielt, bei Leuten, die eine Wiese hatten. Und da ging es dann schon los. Wenn ich mit meinem Fahrrädchen im Viertel herumfuhr, sah ich nicht, wer gerade da war zum Spielen. Das waren dann so die Hürden. Also, im Nahfeld war ich immer sehr präsent, aber sobald die Umgebung ungewohnter wurde, wurde es für mich natürlich schwerer. Da habe ich dann schon gemerkt, dass ich Einschränkungen hatte. Und als es dann Richtung Berufswahl ging, war mir natürlich schon klar, dass ich keiner war, der jetzt groß mit Hammer und Nagel unterwegs sein würde oder etwas sägen, feilen würde – wahrscheinlich auch wegen meiner zwei linken Hände, aber die hatten auch was mit dem schlechten Sehen zu tun, weil mir bestimmte Tätigkeiten nie richtig nahegebracht wurden.

Ignoranz statt Inklusion

Hatten Sie das Gefühl, in dieser kleinen Welt teilweise auch ausgegrenzt zu sein oder hatten Sie mehr das Gefühl der Gemeinschaft?

Die Nachbarschaft war schon eine Gemeinschaft, weil da damals einfach viele Kinder waren. Und die Familie war ohnehin immer recht belebt. Wenn man zum Beispiel einen großen Bruder hat, der manchmal auch dafür sorgt, dass einem nichts getan

wird, das hilft schon. Aber ich habe schon Sachen erlebt. Einmal in der Schule haben sie mich Schielermuckel genannt, weil ich damals noch so eine dicke Brille hatte, die mir zwar wenig gebracht hat, aber ich hatte sie auf. Da wurde ich schon mal geschubst, beschimpft. Aber dann trat natürlich auch ein guter Effekt ein: Ich hatte ein paar Freunde in der Klasse, und der eine war besonders stark, weil er auf dem Bauernhof zu Hause schwer arbeiten musste, der hat die Schubser irgendwann einmal verhaufen. Dann war Ruhe. Das fand ich spannend: Wenn man Benachteiligung erlebt und einen das unheimlich klein macht als Kind, man nur den Kopf einziehen und sich nicht wehren kann, dann gibt es immer wieder auch andere, die sich für einen stark machen. Ich fand die Gegenkräfte spannend. Ich saß zum Beispiel in der Schule von Anfang an immer in der ersten Reihe, weil die Lehrerin, die sich sehr für mich eingesetzt hat, gesagt hat: „So sieht er die Tafel.“ Aber ich sah natürlich die Tafel nicht. Ich musste immer aufstehen, um die Lehrerin herum an die Tafel gehen und dann versuchen abzulesen, was sie geschrieben hatte, mir das merken, wieder zurückkurven, es aufschreiben, wieder vorkurven, mir das merken usw. So habe ich von der Tafel abgeschrieben. Das kann ich mir heute gar nicht mehr vorstellen. Aber so habe ich das vier Jahre gemacht, ohne dass einmal jemand auf den Gedanken kam, „Mensch, dem könnte ich doch mein Buch geben, dem könnte ich meine Notizen geben“. Kopieren konnte man damals ja noch nicht so richtig. Wenn ich da heute drüber nachdenke, dann denke ich, ein bisschen einfallslos war das Ganze schon gewesen. Es hat mir ein besseres Gedächtnis eingebracht, aber es hat natürlich Anpassung gefordert. Aber auch hier gab es wieder den Effekt: Mitschüler haben irgendwann zu mir gesagt: „Was hockst du da vorne bei den Mädels?“ Ich sagte: „Ich muss da hocken, weil ich sonst nicht mitschreiben kann.“ – „Na, kommt zu uns, wir diktieren es dir.“ Ab da bin ich in die letzte Bank gegangen. Und die Lehrer haben das mitgemacht. Nur haben mir die Buben halt oft nicht diktiert, weil sie gar nichts mitgeschrieben haben. Auch hier wieder war es der vermeintlich Schwache in der Klasse, der Sehbehinderte, der dann die bösen Buben hinten dazu gebracht hat mitzuschreiben. Ich habe mit denen dann auch ab und zu einmal gelernt, denn eigentlich war ich in der Schule ganz gut. Die haben bei mir immer kräftig abgeschrieben. Da habe ich schon Benachteiligungen gemerkt. Und noch ein Beispiel: Sport war besonders beeindruckend. Das habe ich heute noch in Erinnerung. Mannschaftswahl. Zwei Leute wählen die Mannschaft, die schlechten bleiben bis zum Schluss sitzen. Und das waren immer ich und noch ein andere

Sie haben Mittel und Wege gefunden, sich in der Schulklasse durchzuschlagen und zu lernen. Haben Sie dafür noch ein anderes Beispiel?

In der Nachbarschaft haben wir, wenn es dunkel war, Verstecken gespielt. Da habe ich immer mitgespielt, obwohl man dann irgendwo an einen Stein rennen musste. Ich habe im Dunklen nicht viel gesehen, aber irgendwie habe ich es geschafft, durch dieses Spiel durchzukommen, ohne dass ich immer derjenige war, der suchen musste. Man entwickelt Strategien, man hält sich in der Nähe des Steins auf, man guckt noch einmal ein der letzten Minute, wer rennt auf den Stein zu, um den dann auch zu sehen.

Ich komme noch einmal auf das Lesen und Schreiben zurück. Wie sind Sie mit dem Lesen und Schreiben in der Grundschule umgegangen? Wie eignet man sich das mit einer Sehbehinderung an?

Damals gab es ja noch Hilfsmittel auf dem Dorf. Es gab so eine große Lupe, die musste ich immer halten. So musste ich mit dem Buch und dem Zettel lesen. Das war kein Vergnügen. Ich habe also fast nichts gelesen. Ich hatte anfangs in der Schule die Buchstaben, das konnte ich schon noch lesen. Aber in den ersten zwei, drei Jahren hatte ich in Diktaten meistens eine Sechs. Meine Mutter war da relativ gelassen. Sie hat gemeint: „Ach, das wird schon irgendwie.“ Und dann habe ich mir einmal gezielt Karl May vorgenommen und von diesem Buch von Old Shatterhand nur so zwanzig Seiten gelesen, abends mühsam mit meiner Lupe. Das hat mir ausgereicht, um das System der Rechtschreibung zu kapieren. Wann schreibt man Wörter wie und wo? Das Buch hat mir mehr beigebracht als die Lehrer, von da ab gingen meine Noten plötzlich hoch – statt der Sechs bin ich dann immer auf eine Zwei oder Drei gekommen. Und so bin ich durch die Schule gekommen. Später habe ich dann natürlich viel gelesen, und heute schreibe ich jeden Tag sehr viel. Ich mache das meistens nach Gefühl. Aber das waren alles solche Anpassungsmechanismen, die man entwickelt. Ich hatte natürlich auch riesige Nachteile beim Lernen: In Biologie, zum Beispiel, mit den Zeichnungen. Die haben mir gar nichts genützt, denn die Lu-

pen waren schlecht, vieles konnte ich gar nicht sehen. Es gab auch keine besonderen Hilfen. Das war natürlich ein Nachteil. Die Schule damals hatte eben keinerlei didaktische Ideen, was man da machen könnte.

Inwieweit konnten oder wollten Sie die Lehrer dabei unterstützen?

Heute würde ich den Lehrern natürlich sagen, was ich brauche. Aber damals war ich ein kleines, ruhiges Mäuschen und schon froh, wenn die Lehrer mich geduldet und in Ruhe gelassen haben. Ich glaube, das war auch das Ziel meiner Mutter, dass ich dort irgendwie durchkam. Denn mein Cousin war inzwischen auf einer Blindenschule ungefähr 100 Kilometer von zu Hause weg, und das war das, was meine Mutter für mich nie wollte. Sie haben mich also durchgeschleift, und das war schon einmal gut. Aber in Erdkunde, da musste man mit dem Stock immer zeigen, wo was auf der Karte ist. Die Stockspitze habe ich gerade noch so gesehen, aber dann konnte ich nur noch raten, wo die Beringsee ungefähr sein könnte. Das war mehr ein Rätselraten mit begrenzten Chancen, so dass ich mir Erdkunde erst später richtig erschließen konnte. Der Atlas war total klein. Werken war für mich Horror. Ich bin heute noch nicht gut im Werken. Ich habe dann immer gewartet, bis meine Freunde ihr Zeug einigermaßen fertig hatten und ich sie bezirzen konnte: „Kannst du mir mal schnell helfen beim Feilen oder beim Sägen?“ Der Lehrer hat es geduldet, der wusste natürlich genau, dass ich das nicht selbst hinbekommen hatte, aber so bin ich mit meiner Vier durchgesehelt. Das ging. Und das war schon eine anstrengende Unternehmung.

Würden Sie sagen, dass die Sehbehinderung bestimmte Vorlieben und Abneigungen erzeugt hat für die einzelnen Fächer?

Ja und nein. Ich wurde in Erdkunde ja trotzdem nach vorn gerufen, obwohl mein Problem hätte klar sein müssen. Andererseits hat man manchmal auch Gnade walten lassen, ich bin nie sitzengeblieben.

Und gab es denn in Ihrem Elternhaus, unter den Geschwistern, im ganzen alltäglichen Bereich Dinge, die Ihnen besonders schwerfielen, die ärgerlich waren oder auch besonders erfreulich?

Wir hatten immer viel Spaß. Meine Familie war schon immer ganz munter, man hat viel miteinander geredet. Das hat mich schon geprägt. Auf der anderen Seite gab es natürlich Aufgaben. Einkaufen war für mich der Horror. Dann stand ich irgendwo vor dem Regal und musste etwas suchen. Ich war zwölf, dreizehn Jahre alt und traute mich natürlich nicht zu fragen. Denn wenn ich fragte, hieß es nur „da“. Und wenn dann mit dem Finger gezeigt wurde, hieß das noch lange nicht, dass ich es finden würde. Man traut sich dann nicht, ein zweites Mal zu fragen. Irgendwie muss meine Mutter das gespürt haben, denn ich musste ab einem gewissen Zeitpunkt nicht mehr einkaufen. Das haben dann die Geschwister gemacht. Später, als ich dann auf der Schule für Blinde und Sehbehinderte in Stuttgart und Marburg war, gab es für mich erst recht eine Bevorzugung. Manches wurde mir leichter gemacht, aber dadurch wurde es für mich eigentlich nicht leichter. Denn so habe ich das Einkaufen immer noch nicht richtig gelernt und musste später mühsam lernen, im Laden richtig zu fragen.

Gab es denn auch Dinge, die Sie absolut nicht machen konnten oder die so schwierig waren, die Sie bedauert haben, sie nicht machen zu können? Oder war zumindest als Kind alles doch immer auch ein unbegrenztes Feld, in dem man sich austoben konnte?

Später, beruflich, ist das natürlich die große Frage, was man machen kann. Und wenn mein Vater irgendwo rumgewerkelt hat oder mein Schwager, der einen Spielautomatenbetrieb hatte und ich da bei irgendwas helfen sollte, das waren schon harte Momente. Ich habe die Schraube nicht gesehen, ich habe auch nicht gesehen, wenn mein Vater mir etwas gezeigt hat. Dinge, die ich lernen will, muss ich selber machen, mit der eigenen Hand. Wenn mir jemand sagt „Jetzt guck mal, wie es geht“, kann ich damit nichts anfangen. Eben auch der ganze Werkunterricht: Das ist eine ständige Anspannung, weil du genau weißt, du kriegst das nicht hin, aber irgendwie musst du die Kurve kriegen. Ich war öfter krank, vor allem in Sport und Werken. Zum Glück hatten wir die manchmal am selben Tag, dann war das der Tag, an dem ich ab und zu Bauchschmerzen hatte. Man zahlt schon auch seinen Preis. Das ist nicht immer alles lustig. Das ist schon anstrengend. Vor allem, weil es ja auch keinen Austausch gab. Es hätte auch niemand verstanden. Man konnte mit niemandem richtig darüber reden.

Berufsfindung für Sehbehinderte

Sie kamen dann mit vierzehn oder fünfzehn Jahren in die Blinden- und Sehbehindertenschule nach Stuttgart. Welche schulische Laufbahn schwebte Ihnen beziehungsweise vielleicht auch erst einmal Ihren Eltern für Sie vor? Wie sollte es nach der Schulzeit im Dorf weitergehen?

Ich hatte gar keine Vorstellungen. Für mich gab es kein Zukunftskonzept. Ich habe weder für irgendetwas gebrannt, noch hatte ich eine Idee, was ich machen könnte. Das lag einfach an dieser, ich sage mal „erlernten Hilflosigkeit“, aber auch an meiner Zukunftslosigkeit. In einem Dorf ist nun einmal vieles handwerklich-technisch. Ich bewarb mich bei einem Heizungsbauer. Ich bin heute noch froh, dass ich im Vorstellungsgespräch so eine schlechte Figur gemacht habe. Dann kam die Idee auf, ans Finanzamt zu gehen. Masseur kam mehr so meiner Mutter in den Sinn, die Blinden sind ja Masseure. Das wäre auch nichts für mich gewesen. Und so ging es vom einen zum anderen, ohne, dass ich groß etwas beigesteuert hätte. Ich bin im Leben immer vom einen ins nächste getappt, wobei ich heute natürlich ziemlich gute Vorstellungen davon habe, was ich will und was ich nicht will. Mit meiner Mutter fuhr ich zu dieser Blinden- und Sehbehindertenschule in Stuttgart. Ich erinnere mich gut, dass bei der Anmeldung die Sekretärin des Schulleiters sich mein Zeugnis angeguckt hat. Ich sollte ursprünglich ein Berufsvorbereitungsjahr machen, da sagte die Sekretärin: „Das Zeugnis ist doch gut. Wollen Sie nicht auf die Wirtschaftsschule?“ Ich habe nur gefragt: „Wie lange dauert die?“ Das hat nur ein Jahr länger gedauert, und da habe ich gesagt: „Dann mache ich halt die Wirtschaftsschule, wenn Sie das denken.“ So lief meine Zukunftsplanung ab. Aber der Weg hat es immer irgendwie gut mit mir gemeint. Ich war dann plötzlich gut in der Schule, weil die Bedingungen besser waren. Ich musste nicht mehr von der Tafel abschreiben, es wurde diktiert. Natürlich hatte das einen anderen Preis. Ich war isoliert. Ich merkte jetzt wirklich, dass ich behindert war. Ich hatte plötzlich Scheu, in dieser nichtbehinderten Welt klarzukommen. Ich bekam andere Botschaften übermittelt, die oft sehr negativ waren. Das hat mich in gewisser Weise isoliert. Aber das Lernen war einfacher und ich war plötzlich, ohne dafür viel tun zu müssen, ein guter Schüler.

Was lernte man dort? Wie muss man sich das Lernen an der Blinden- und Sehbehindertenschule vorstellen?

Das Entscheidende war, dass die Klasse viel kleiner war. Wir waren so acht bis zwölf. Das heißt, wir haben viel mehr diskutiert, viel mehr besprochen. Aber das wirklich Entscheidende war, es wurde diktiert, was aufzuschreiben war. Ich habe Schreibmaschinenschreiben gelernt. Es war einfach eine andere Lernkultur, in der man auf unsere Belange mehr geachtet hat. Für mich als Sehbehinderter war es ein bisschen leichter, die Blinden brauchten eben immer ein Modell, das sie ertasten konnten: Aha, so sieht ein Elefant aus. Oder in solchen Fächern wie Biologie oder Chemie, da hat sich das plötzlich umgekehrt, da war ich dann plötzlich wieder sehr gut.

Unter seinesgleichen sein, heißt auch ausgegrenzt sein

Wie veränderte sich denn Ihr Freundeskreis, als sie nach Stuttgart gingen? Haben Sie in der Blinden- und Sehbehindertenschule denn auch gewohnt?

Ja, da haben wir auch gewohnt. Wir sind sonntagabends hingefahren, die 100 Kilometer vom Dorf bis nach Stuttgart, und am Freitagnachmittag fuhren wir dann wieder nach Hause. Der Freundeskreis hat sich dadurch natürlich massiv verändert. Zunächst mal in der Schule, dort lernte ich die Leute sehr schnell kennen. Das erste Jahr war noch geprägt von der, ich sage mal, „alten Schule der Erzieher“, also eher strikter. Im zweiten Jahr kamen die Jüngeren, da wurde es wilder, da hatte ich vom Freundeskreis her eine gute, wilde Zeit. Wir haben alles Mögliche angestellt und viele Diskussionen gehabt. Aber gleichzeitig verblasste natürlich der Kontakt im Dorf. Dort war ich zwar am Wochenende und habe mich dann auch mit den Leuten dort getroffen, aber es war nicht mehr alles so selbstverständlich, und die Kontakte brachen dann ab. Das heißt, die alten Kontakte haben sich so zwei, drei, vier Jahre gehalten, aber dann kam die Entwurzelung. Das erleben ja auch die, die zum Studium weggehen. Und bei mir kam dann noch die Behinderung dazu, denn im Kinder- und Jugendalter kann man natürlich noch mehr zusammen machen, als wenn es später darum geht, mit dem Moped irgendwohin zu fahren. Und dann kamen die Autos, dann kamen die Freundinnen. Das war für mich nicht einfach im Dorf, ich war nicht der Aufreißer, denn ich konnte ja keinen Blickkontakt aufnehmen. Ich war raus. Da haben

sich praktisch zwei Welten entwickelt. In der einen war ich schon sehr prägend, sehr in der Mitte, und in der anderen bin ich immer mehr an den Rand geraten.

Gab es denn in der Schule in Stuttgart, obwohl Sie dort mehr mit Sehbehinderten zusammenkamen, auch noch Kontakt nach außen, zu Nichtbehinderten, also quasi gemischte Freundeskreise?

Nein, erst später in Marburg gingen wir zu viert, zu fünft, manchmal mit einem Erzieher dabei, aus. Also das, was wir heute mit Inklusion meinen, fand damals in keiner Weise statt. Es war eine Sonderwelt.

Erste Politisierung

Wie entwickelten sich an der Blinden- und Sehbehindertenschule Ihre Interessen, rein fachlich gesehen? Gab es da schon eine Richtung, die sich abzeichnet hätte?

Ja, ich wurde politisch. Wir haben viel politisch und gesellschaftskritisch diskutiert. Das war unter den Schüler*innen so. Und ich hatte immer schon ein Herz für Mathe. Mathematik war mir an der Hauptschule damals vergrault worden, weil sich der Unterricht mit Formeln an der Tafel abspielte. Aber auch Geschichte, Gesellschaftskunde, Politik, Deutsch fand ich spannend. Und dann fing ich irgendwann an Bücher zu lesen, was ich vorher nie getan habe. Da las ich dann auch über Greenpeace und die Friedensbewegung, die kamen damals gerade auf. Das war schon eine Aufbruchzeit. Und alles hatte immer auch diesen sozialen Touch. Der hat dann auch mein Herz erobert. Dabei war ich auf der Wirtschaftsschule gewesen, danach sollte ich auf das Wirtschaftsgymnasium kommen. Aber damals hatte ich mit Leuten zu tun, die alles Mögliche an Drogen genommen haben, da kam mir die Idee: Ich werde Drogenberater. Das war das erste Mal, dass ich dachte, das könnte ich wirklich machen. Und so bin ich im Sozialwesen gelandet, und es hat mich nicht mehr losgelassen.

Wann gingen Sie dann von Stuttgart nach Marburg?

Ich bin 1979 nach Stuttgart gekommen. Und 1982, da war ich gerade 18 Jahre, bin ich dann nach Marburg. Und Marburg hatte etwas ganz Besonderes: Eine Blindenstudienanstalt.

Doch dann hieß es, wenn ich nach Marburg ginge, müssten meine Eltern noch kräftig zuzahlen. Daraufhin habe ich mir Marburg abgeschminkt, denn wir hatten wirklich nicht viel Geld zu Hause. Dann kam aber meine Mathematiklehrerin irgendwann nach der Stunde zu mir und sagte: „Wenn du da wirklich hingehen willst – ich habe jemanden gefunden, der würde das Geld aufbringen, der will nur nicht genannt werden. Das Geld soll nicht im Weg sein.“ Das war ein ganz großes Geschenk. Zum Glück musste ich es nicht annehmen, weil wir haben es dann doch noch geschafft, dass wir nicht zuzahlen mussten. Aber damals schon habe ich bemerkt, was Geld für ein Hemmnis sein kann, auch für die Zukunftsgestaltung. Ich konnte dann also nach Marburg gehen, das war 1982. Bis 1983 habe ich die Wirtschaftsschule besucht und dann die Fachoberschule für Sozialwesen.

Und dann haben Sie mit dem Fachabitur abgeschlossen?

Ja, an der Fachoberschule für Sozialwesen, so dass ich dann ab 1985 in Kassel an der Fachhochschule studieren konnte.

Gab es außer der Drogenberatung für Sie noch andere Perspektiven, was Sie vielleicht mit dem Studium anfangen wollten?

Die Drogenberatung ist irgendwann in den Hintergrund gerückt. Psychologie und solche Sachen haben mich immer interessiert. Ich bin da einmal hin zum Studieren, habe in verschiedene Bereiche geguckt. Damals hatte ich noch keinen Plan, was ich wirklich machen wollte. Ich habe dann ein Praktikum in der Suizidentenberatung gemacht, also in einer Beratungsstelle für Menschen, die über Suizid nachdenken. Ich habe in verschiedenen Bereichen Praktika gemacht, aber nichts hat mich so richtig gepackt.

Nicht Uni-Stress, sondern Barriere-Stress

Hinzu kam, dass es an der Uni viele Barrieren gab. Ich hatte es schwer. Und ich habe auch meinen Preis gezahlt, weil ich damals einen Hörsturz hatte. In der Uni war alles neu, man musste Leute mühsam kennenlernen, die erkenne ich nicht in der Mensa, wenn sie vor mir sitzen. Ich musste alles suchen. Und irgendwann hat es gerappelt, und ich hörte nichts mehr. Das hat dazu geführt, dass wir eine Gruppe gegründet haben, die Aktionsgruppe Behinderter in Kassel und eine Interessenvertretung behinderter Studierender. Jetzt lief das Spiel plötzlich anders herum. Denn bisher waren die Barrieren meistens mein individuelles Problem gewesen: Das musste an mir liegen, wenn ich den Bahnhof nicht gefunden habe, aber dann doch dort stand. Dann fühlte ich mich einfach nur dumm. Oder wenn ich an der Uni nicht zu-rechtkam, dann zog ich den Kopf ein. Ab jetzt wurde der Spieß umgedreht. Wie waren eigentlich die Bedingungen an der Universität in Kassel. Es gab keinen richtigen Vorlesedienst, kaum Hilfsmittel an der Uni zur Vergrößerung oder Bildschirme, die größer waren. Für andere behinderte Studierende waren die Türen viel zu schwer-gängig, obwohl sie neu waren. Es gab nicht genügend Rampen an den Plätzen. Wir fingen an für mehr Rechte zu kämpfen. Daran ist mein Herz dann hängengeblieben.

Noch einmal ganz konkret auf den Alltag bezogen: Sie haben schon Beispiele genannt, welche Probleme es da gab, vor allem auch technischer Natur. Sie sind aus dieser quasi isolierten Welt in Marburg jetzt in die quasi „normale“ Welt gekommen mit überwiegend Nichtbehinderten. Wie gingen denn Kommilitonen und Professor*innen auf der Uni mit Ihnen und Ihrer Sehbehinderung um oder auch mit anderen Behinderten? Wie haben Sie das dort individuell erlebt?

Zunächst einmal ist die Frage, wie man selber damit umgeht. Ich hatte ja sozusagen nur einen halben Sprung gemacht, weil ich zusammen mit meiner damaligen sehbehinderten Freundin nach Kassel gezogen bin. Dort haben wir gemeinsam angefangen zu studieren, das heißt, ich war nicht ganz allein. Das hatte aber auch einen Nachteil, dass da sogar noch ein paar andere Kommilitonen aus Marburg waren. Wir neigten dazu, uns aneinander zu klammern. Die anderen boten einen gewissen Schutzraum. Aber wenn man dann in den Kursen oder sonst wo auf andere traf, war das gar nicht so einfach. Es war damals schwer, diese Leute dann wiederzufinden.

Wenn ich mich zum Beispiel heute mit jemand ganz gut unterhalte, finde ich den das nächste Mal, wenn ich in den Seminarraum komme, erst mal nicht mehr unter all den Leuten. Die anderen winken mir vielleicht zu, aber ich winke nicht zurück. In der Mensa winken sie mir vielleicht, dass ich mich zu ihnen setze, ich glaube, da gab es eine Menge Missverständnisse. Und ich hatte das noch nicht so gut raus, das zu kommunizieren. Ich erklärte meine Sehsituation einer Person, und die hatte dann ihren Wissensdurst gestillt. Ich traf diese Person dann nicht mehr. Das war also schon ein anstrengender Start an der Uni.

Ich glaube, der Hörsturz, hat dann auch seinen Teil dazu beigetragen, aber bei mir auch die Frage verstärkt, wie gehe ich in Zukunft mit der Situation um? Das war wichtig, ich musste die Dozenten fragen „Habt ihr das auch schriftlich?“ Oder „Könnt ihr mitsprechen, wenn ihr etwas an die Wand werft?“ Dann machen sie das vielleicht eine halbe Minute lang, mit Glück, und dann vergessen sie es wieder. Oder ich setze mich schon im vornherein irgendwo hin und sage denen vorher: „Wenn ich mich melde – ich bin der Ottmar Paul“, so hieß ich damals noch, „bitte rufen Sie mich mit meinem Namen auf, denn mit dem Zeigen, das hilft mir nicht.“ Das schafft Unsicherheit. Da musste ich lernen, mich ein bisschen besser durchzuboxen. Oder manchmal, wenn jemand anderes aufgerufen wurde, dann habe ich losgequatscht. Peinlich. Oder umgekehrt: Ich werde aufgerufen, und merke es nicht. Das Problem ist nie gelöst: Wenn ich heute bei einer Veranstaltung bin, ist das für mich immer eine Gratwanderung. Wenn Dozent*innen vorne Power-Pointen – sage ich dann was oder sage ich nichts? Ist es mir so wichtig, habe ich Lust, mir den Stress anzutun? Denn nur ganz wenige Dozent*innen, kriegen es letztendlich hin, nicht immer nur zu sagen „wie Sie sehen“ und „was da ja steht“. Das sind Reizwörter, bei denen man als Sehbehinderter denkt, ich kann eigentlich auch gehen. Aber wir haben uns damals ganz gut im Studienfach Sozialwesen durchgeboxt.

Wie sind Sie an die Literatur herangekommen, die Sie sich auch erarbeiten mussten?

Gar nicht. Damals gab es die Microfiche-Systeme, mit denen man in der Bibliothek am Bildschirm sich etwas raussuchen musste. Darum war es auch eine der wichtigsten Errungenschaften, dass wir in der Bibliothek einen Dienst hatten, der gerade Blinden und Sehbehinderten geholfen hat, Literatur rauszusuchen. Denn wenn ich mich

da vorn am Counter gemeldet habe, hatten die keine Zeit. Da war ich der absolute Bittsteller. Und irgendwelche Kommilitonen zu bitten, wenn man sozial sowieso nicht richtig verankert ist, das war mir nicht in die Wiege gelegt worden. Das Prinzip meiner Mutter war gewesen: Man boxt sich durch und nimmt nicht so viel Hilfe in Anspruch, und wenn doch, dann muss man dafür zahlen. Die Bibliothek war also ganz schwierig. Darum war es so wichtig, dass wir durchgesetzt haben, dass es dort Unterstützung gab. Aber generell war ich jemand, der auch ganz gut so durchgekommen ist, weil ich oft gut zugehört habe, oder weil ich aktiv dabei war. Ich war relativ faul beim Lesen. Damals gab es noch keine Fülle an Hörbüchern, geschweige denn wissenschaftliche Literatur gut aufbereitet. Die Bücher nur zu hören war auch nicht ganz mein Ding, dabei bin ich immer eingeschlafen. Das war eine Herausforderung, das dann auch noch aufzuschreiben. Also habe ich mich mit wenig Literatur durchgewurstelt und habe eigentlich erst später richtige Leselust entwickelt.

Gemeinsame Aktionen mit Wirkung

Ich will noch einmal auf Ihre Aktionsgruppe Behinderte und die Interessenvertretung behinderter Studierender zurückzukommen. Was wollten und was konnten Sie konkret verändern? Von den Lesegeräten haben Sie schon gesprochen. Was gab es da noch für Beispiele, die Sie seinerzeit durchsetzen konnten?

Das Tolle war damals, wir konnten wirklich etwas erreichen. Das war, glaube ich, eine Erfahrung, die mich ein Leben lang auch fasziniert hat. Denn hätten wir nichts erreicht, hätte ich vielleicht schneller die Flinte ins Korn geworfen. Die Uni war damals, als wir 1986 da waren, gerade neu erbaut. Aber es gab schwergängige Türen, ohne Türöffner für Rollstuhlfahrer. Da haben wir dann die Türöffner durchgesetzt. Wir haben Aktionen gemacht. Die Bibliothek war nur durch eine Drehtür erreichbar. In der Bibliothek gab es keine Hilfen. Also blockierten wir die Bibliothek mit Transparenten. Wenn einmal ein Leserbrief von uns veröffentlicht wurde, spornte das an. Wir probierten es mit einem zweiten Leserbrief, dann mit einer Presseerklärung. Und wenn das klappte, dann folgte eine weitere Aktion. Das war praktisches Lernen. Unsere

Adressaten hätten das eigentlich gar nicht besser machen können, damit wir lebenslang dabeiblieben. Für uns war es eine Mischung aus Ärger über alles, was war, und aus dem Erlernen von Verhandlungsgeschick. Ein Wechselspiel aus Frustration, weil es nicht voranging und Gelingen, weil wir doch wieder etwas Erreichten.

Die Interessengemeinschaft erhielt ein Büro, Computer in der Bibliothek für Blinde und Sehbehinderte, mit Scanner wurden eingeführt. Wir wurden damals bei Bauplanungen mit einbezogen, haben dafür gekämpft, dass die Straßenbahnen in der Stadt barrierefrei wurden sowie für Leitsysteme für Blinde. Wenn man behindertenpolitisch aktiv war, konnte man innerhalb weniger Jahre eine ganze Menge Erfolge verbuchen.

Haben Sie auch Unterstützung von Nichtbehinderten bekommen?

Wir nannten uns am Anfang „Interessengemeinschaft behinderter und nichtbehinderter Studierender“. Es hat sich dann aber sehr schnell auf behinderte Menschen konzentriert, obwohl wir damals noch nicht so strikt waren. Aber es gab kein wirkliches Interesse von nichtbehinderten Studierenden. Es gab kein wirkliches Verständnis oder Solidarität. Die Solidarisierung von Nichtbehinderten, wenn sie nicht gerade mit Behinderten befreundet waren oder zum direkten Umfeld gehörten, war minimal. Das hat mir schwer zu denken gegeben, denn wir hatten immer auch den Ansatz: Wenn wir nur genug aufklären, dann verstehen Nichtbehinderte unsere Situation und machen mit. Es gab damals aber Unterstützung vom Allgemeinen Studentenausschuss, der später ein Behindertenreferat einrichtete, das auch als einen Teil der politischen Arbeit anerkannt wurde.

Studienaufenthalt im Land der unbegrenzten Möglichkeiten

Ich würde jetzt gern auf Amerika zu sprechen kommen. Wie kam es dazu, dass Sie während Ihres Studiums sich entschlossen haben, für eineinhalb Jahre in den USA zu leben?

Das war auch ein Zufall in meinem Leben. Es gab für mich zwei Anreize. Einmal hatte ich schon mitbekommen, dass in den USA aufgrund von Antidiskriminierungsgesetzen barrierefreie Busse fahren. Während in Deutschland damals immer gesagt

wurde, das ginge nicht, und das von deutschen Firmen. Andererseits hatte ich mir überlegt, dass ich gern einmal in die USA gehen würde. Außerdem hatte ich einen Dozenten, der war international aktiv. Und dann habe ich einmal so daher gesagt, wenn der Dollar mal auf 1,75 sinkt, dann gehe ich auch in die USA. Und der Dollar sank. Mein Englisch war miserabel. Ich bin dann erst mal nach England mit einem Austauschprogramm und habe gemerkt, ich kann dort gerade so sprachlich überleben. Und dann wurde bei einer Tagung in Köln – ich war inzwischen schon bundesweit eingebunden – eine Amerikanerin erwartet, die in den USA in der Behindertenbewegung aktiv war. Die habe ich angesprochen, ob ich einmal mit ihr reden könnte, ich würde in den USA gern ein Praktikum machen. Da meinte sie, „Okay, let’s meet at breakfast.“ Ich war natürlich höchst nervös. Das Ganze dauerte zum Glück nur zehn Minuten, und ich kam mit meinem Englisch einigermaßen hin. Dann lautete die Botschaft: „Write me a letter“, ich sollte ihr also einen Brief schreiben. Da habe ich mit meinem Englischkenntnissen mühsam einen Brief hinbekommen. Da waren zwar immer noch massiv Fehler drin, wie ich später feststellen konnte, aber sie hat gesagt, okay, ich könne ein Praktikum machen. Sie könnten mir zwar kein Geld zahlen, aber ich könnte nach Berkeley in Kalifornien kommen und sie würden schon irgendetwas für mich finden. Dann musste ich noch Geld auftreiben und ich fand tatsächlich eine Stiftung, und so kam dann eins zum anderen. Da habe ich dann gemerkt, irgendwie wird in meinem Leben schon für mich gesorgt. Ich habe das Geld erhalten und bin in die USA, ins Blaue gefahren. Ich kam bei einer Deutschen unter, und kam mit meinem miserablen Englisch in einer für mich ganz neue Welt an.

Was genau haben Sie dann während Ihres Aufenthalts dort gemacht? Während der eineinhalb Jahre haben Sie wahrscheinlich nicht nur das Praktikum gemacht.

Ich wollte eigentlich nur für fünf Monate in die USA. Aber da meinte die Stiftung zur Förderung behinderter Hochbegabter: „Sind Sie sicher, dass Sie nur fünf Monate wollen? Gehen Sie doch für ein Jahr.“ Ich dachte: ‚Ein Jahr, um Gottes Willen, so lange weg‘ und habe gesagt: „Dann einigen wir uns auf acht Monate“. In den acht Monaten hatte ich dann das Glück, dass Judy Newman, die später Staatssekretärin in der Clinton-Administration wurde und immer gesagt hat: „You should meet“, „You

have to meet”, “You should see”, also dieses amerikanische „Darf ich einmal vorstellen?“ und „Du musst mal den treffen, unterhaltet euch einmal.“ Das war sehr spannend, und ich war sehr frei, musste nicht von neun bis fünf knechten, sondern bin ich oft mitgelaufen. Ich fühlte mich oft nutzlos, weil ich die Sprache nicht so konnte, ich konnte jetzt nicht der perfekte Berater sein, aber ich habe dann in verschiedenen Bereichen etwas unterstützt. Ich war zum Beispiel beim Programm für behinderte Studierende an der Universität Berkeley mit dabei, die ein Riesenprogramm hatte, um Menschen mit verschiedenen Behinderungen zu unterstützen. Beim Center for Independent Living, also einem Zentrum für selbstbestimmtes Leben, habe ich viele behinderte Menschen beraten, Assistenz vermittelt, Kurse zum selbstbestimmten Leben durchgeführt und selber an Selbstbestimmt-Leben-Kursen teilgenommen.

In diesen Kursen lernten die Teilnehmer*innen: wie geht man einkaufen, wie man kocht, was muss ich als behinderter Mensch machen, wenn einmal das Haus brennt, oder wie organisiere ich meine Assistenz?

Außerdem war ich bei einem Bildungs- und Forschungsinstitut zu Behindertenfragen, dem World Institute on Disability und habe dort die Bibliothek so mehr oder weniger in Ordnung gebracht. Das war für mich natürlich super, denn dort hatte ich die ganze Literatur zur Behindertenbewegung zur Verfügung, zur ganzen Bürgerrechtsbewegung, den Demonstrationen, bei denen sie, öffentliche Gebäude blockiert haben, um für ihre Gesetze zu kämpfen. Das war eine Top-Quelle für mich. Und so war für mich klar, das ist ein Schatz, den ich da drüben habe. Ich hatte eine Freundin kennengelernt und zum Glück bekam ich ein ergänzendes Stipendium, so dass ich in Berkeley bleiben und weiterforschen konnte. In der Zeit habe ich auch begonnen meine Diplomarbeit zu schreiben. Ich hatte mir selber ein Thema gesucht, meine Uni in Kassel wusste davon nichts.

Was war das Thema Ihrer Diplomarbeit?

Das Thema behandelte die Frage des Peer Supports oder Peer Counseling: Wie unterstützen behinderte Menschen sich gegenseitig? Wie beraten behinderte Menschen andere behinderte Menschen? Diese Fragestellung war angelehnt an die damalige Anonyme-Alkoholiker-Bewegung, die Frauenbewegung, die Migrantinnenbewegung, wo diese Gruppen sich gegenseitig befähigt haben, und sich ihr Engagement auf die Gesetzgebung in den USA auswirkte. Ich hatte Glück, dass mein Dozent an

der Uni in Kassel die Fragestellung und die Arbeit später anerkannte. So war ich dann insgesamt 15 Monate in den USA.

Wenn Sie an den Alltag und die Situation behinderter Menschen, insbesondere Sehbehinderter in den USA denken – welche Unterschiede im öffentlichen Umgang mit Behinderten haben sie in den USA im Vergleich zu Deutschland erlebt?

Ich habe das damals, ich war gerade einmal 24, als ich in die USA bin, als ein ganz neues Aufwachsen erlebt. Ich kam mit bescheidenem Selbstbewusstsein dort an. Aber dort hatten behinderte Menschen ein ganz anderes Bild von sich. Da war Stärke, das Gefühl, etwas bewegen zu können, sich gegenseitig zu unterstützen, das war ein ganz anderer Geist als er damals in Deutschland herrschte. Ich fand auch, dass die Bevölkerung ganz anders mit Sehbehinderten umging. Ich habe in den USA die ganze Zeit kein schlechtes Erlebnis gehabt, aber ich habe unheimlich viel Unkompliziertheit und Offenheit erlebt. Und das gibt mir ein anderes Lebensgefühl. Das löst zwar noch lange nicht alle Probleme, dass man auch nachfragt, wenn man etwas sucht, dass man das nötige Selbstbewusstsein hat, aber wenn bestimmte Sachen mit Humor genommen werden oder mit einmal Nachfragen, dann macht es das leichter. Damals war in den USA und heute noch viel mehr hat der Mensch Bürgerrechte. Wenn ich heute in Deutschland zu McDonald's gehe, dann hängt dort hinter der Theke die Karte. Die kann ich natürlich nicht lesen. Aber wenn ich in der langen Schlange drankomme und sagen würde: „Können Sie mir bitte einmal vorlesen, was Sie haben?“, da würde ich mich schon sehr klein fühlen. Falls ich mich das überhaupt getraut hätte. Und die Reaktion würde sein, dass sie es vielleicht sogar machen, aber in mir würde eine Unruhe losgehen. In den USA gehe ich hin und sage: „Sie haben da hinten die Karte, die kann ich nicht lesen. Was haben Sie sich überlegt, um mir einen gleichberechtigten Zugang zu verschaffen?“ Dann kommt entweder ganz schnell: „Wir lesen es Ihnen gerne vor, kein Problem“ oder „wir haben diese Karte auch ausgedruckt vorliegen. Können Sie das lesen.“ Das ist ein ganz anderes Lebensgefühl, weil ich weiß, wenn mich jemand komisch behandelt, dann kann ich den Spieß relativ schnell umdrehen und sagen: „Moment, Sie sind doch verpflichtet, ihr Angebot barrierefrei anzubieten. Wie gedenken Sie das jetzt zu machen?“ So eine

Möglichkeit macht unheimlich viel aus und ist natürlich auch gepaart, wie ich finde, mit einem anderen Verständnis in der Gesellschaft.

Inspiration für die Behindertenlobby, made in USA

Sie haben es schon angedeutet, aber wie haben diese Auslandserfahrungen Sie charakterlich und dann auch politisch geprägt?

Ja, das macht natürlich schon etwas aus. Man geht als noch relativ junger Mensch weg, man macht einen ganz großen Schritt, für den man sich anstrengen musste, man hat daran gearbeitet, um klarzukommen, möglichst viel mitzukriegen. Ich bin ja auch viel herumgereist mit Greyhounds und habe alles Mögliche gemacht. Und dann kommt man zurück und weiß, dass man etwas geschafft hat. Damals war das was, wenn man in den USA war. Das heißt, es wurde einem ein gewisser Respekt entgegengebracht, ein Interesse. Das half auf der einen Seite. Auf der anderen Seite war es so, dass ich natürlich voll von Ideen war. Das wusste ich damals noch gar nicht so richtig. Aber als ich mich dann wieder einklinkte hier in die Behindertenszene, in Verbände, die für Rechte kämpften, da sprudelten meine Ideen eigentlich nur so. Ich hatte in den USA ja an so vielen Stellen gesehen, was möglich war. Ich konnte immer Bezug nehmen: „Ja, Moment mal, wenn die dort an der Uni so ein top Programm hinkriegen für behinderte Studierende, dann lasst uns das hier auch regeln. Wenn die ihre Busse, U-Bahnen und all das zugänglich hinkriegen, warum hier nicht?“ Ich hatte auch viele Projektideen. Aus meinem Aufenthalt ist also ganz viel entstanden, davon zehre ich heute noch. Ein Beispiel: Wir ringen jetzt bei der UN-Behindertenrechtskonvention darum, dass man angemessene Vorkehrungen zu treffen hat, damit jemand gleichberechtigt teilhaben kann. Das heißt, wenn ich zum Beispiel in einem Gebäude keine Behindertentoilette einbauen kann, weil es zu klein ist, dann kann ich wenigstens mit dem Restaurant nebenan reden und sagen: „Mensch, ihr habt doch eine. Kann ich meine behinderten Gäste zu euch rüberschicken? Wir finden irgendeinen Ausgleich.“ An so etwas wird hier in Deutschland überhaupt nicht gedacht. Da zehre ich heute noch von diesen ganzen Ideen aus den USA, sodass ich in der Zeit, als ich zurückkam, mit Glück, aber auch mit harter Arbeit eine ganze Menge neuer Sachen anschieben konnte. Das ist schon ein Glücksfall für das Leben. Das gibt natürlich auch persönlichen Antrieb.

Sie sind zurückgekommen, hatten Ihre Diplomarbeit schon geschrieben und mussten sie quasi jetzt nur noch durchbringen. Haben Sie sich dann nach Ihrem Studienabschluss noch weiterhin in der Aktionsgruppe Behinderter und in der Interessenvertretung behinderter Studierender engagiert? Wie ging es für Sie im behindertenpolitischen Bereich weiter mit Ihren vielen Ideen, die Sie aus Amerika mitgebracht hatten?

Ich kam zurück, und dann haben wir den Verein zur Förderung der Autonomie Behinderter gegründet, den gibt es heute noch in Kassel. Das war die Idee, behinderte Menschen zu beschäftigen, damit sie Beratung und Unterstützung anbieten bei der Organisierung von Hilfen, von Assistenz. Da konnte ich mich natürlich gleich einklinken. Das Studium hatte ich ja hinter mir. Wir haben dann in Kassel Demonstrationen organisiert für behindertengerechten, barrierefreien Nahverkehr. Wir haben dafür gekämpft, das Benachteiligungsverbot ins Grundgesetz aufzunehmen. Und diese damalige kleine Beratungsstelle in Kassel ist heute ein Unternehmen mit 400 Beschäftigten und vielen Assistenten. Die haben inzwischen ein eigenes großes Haus. Also da ist viel gewachsen. Wir haben auf Bundesebene die Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland e.V. (ISL) gegründet. Wir haben uns europaweit zusammengeschlossen. Es war ein wahres Feuerwerk, weil in Deutschland gerade die Zeit der Wiedervereinigung kam, in der ganz viel in Bewegung war. Ich habe dann sehr viele Vorträge gehalten. Ich lebte eigentlich so von Anfragen und Impulsen, es hat sich einfach rasant entwickelt. Wir haben dann Protesttage organisiert. Heute haben wir eine gewisse Struktur, auch wenn wir jeden Tag wieder das Geld dafür auftreiben müssen.

Die Gründung der ISL in Deutschland

Ich würde mich gern auf die ISL konzentrieren. Wie ist es zur Gründung gekommen ist und wie hat Ihr Anteil daran ausgesehen? Was haben Sie in dieser Zeit konkret bewegen können?

Damals, so ab Anfang/Mitte der 1980er Jahre, haben sich Vereine gegründet, die eigentlich zwei Grundsätze hatten. Die haben zum einen gesagt: Wir haben die Lehre

daraus gezogen, dass immer wieder über behinderte Menschen bestimmt wird. Oft waren es die Eltern, oft irgendwelche Nichtbehinderten, die zum Teil auch andere Interessen hatten. Da war dann die Lehre: Behinderte Menschen sollen es selber richten. Denn in der Frauenbewegung richteten die Frauen ihre Angelegenheiten auch selber und vertraten ihre Interessen. Das war also der eine Strang. Der zweite Strang war: Wir wollen unsere Erfahrungen, unsere Kompetenzen erweitern und auch an andere behinderte Menschen weitergeben. Denn wir haben sicherlich nicht immer die gleichen Erfahrungen, aber wir haben ein gemeinsames Diskriminierungsverständnis. Und wir können, wenn wir das wollen, auch viel voneinander lernen. Das war die Idee des Rollenvorbilds. Also ich habe ganz viel von anderen behinderten Menschen gelernt, wie sie mit ihrer Behinderung, Einschränkung umgehen. Das wollten wir weitergeben. Da haben wir dann gesagt, wir gründen unsere eigenen Vereine. Damals konnte man noch über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen auch behinderte Menschen recht gut anstellen. Da gab es hohe Zuschüsse. Da haben wir natürlich gesagt: Wir sollten uns bundesweit zusammenschließen, eine Interessenvertretung gründen. Und das passierte dann auch, im Jahr 1991 hier in Erlangen, das war die Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland. Und das war damals frech, weil die bestehenden Verbände, die Sozialverbände oder behindertenspezifischen Verbände, alle schon recht gut im Sattel saßen. Und jetzt kamen wir und riefen: Alles Mist! Ihr sondert behinderte Menschen aus, ihr bestimmt über sie. Behinderte Menschen haben in euren Organisationen nichts zu sagen, ihr habt die ganzen nichtbehinderten Geschäftsführer. Was ihr macht, ist kleines Beiwerk. Und wir machen natürlich alles anders und besser. So sind wir ja dann oft aufgetreten, das waren herrliche Streitereien. Wir haben definiert, was „Selbstbestimmung“ für uns genau heißen soll. So sind wir ins Feld gezogen, mit viel Provokation. Wir haben auch Presse bekommen, wir haben auch Aktionen gemacht, demonstriert, mal irgendwo etwas blockiert. Und dann hatten natürlich auch schnell Themen wie zum Beispiel das Benachteiligungsverbot. So hat sich dann auch diese Interessenvertretung gegründet.

Sie haben sich in die Grundgesetzergänzung eingebracht, in die Aktion Sorgenkind bzw. Aktion Mensch. Das waren ja Projekte, mit denen sich auch wirklich etwas geändert hat.

Ja. Mein Anteil daran war, glaube ich, diese Ideen, Erfahrungen und ein gewisses Selbstbewusstsein aus den USA miteinzubringen – dass wir etwas bewegen können. Ein weiterer Anteil von mir war, glaube ich, dass damals sehr viel gestritten wurde. Dabei habe ich immer versucht, die verschiedenen Stränge zusammenzubringen. Und dann wurde ich 1993 Geschäftsführer der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben in Deutschland. Ich wurde ja immer der nette, positiv vermittelnde Ottmar genannt. Mein Glück war, dass es wirklich einfach viele verschiedene Leute waren und man sich gut ergänzen konnte. Ich war ja kein Jurist, wir brauchten unsere behinderten Juristen, die dann Gesetzesvorschläge machten. Ich war jemand, der zwar gut schreiben konnte, aber noch viel dazulernen musste. Darum habe ich natürlich von Leuten wie Hans-Günter Heiden, Sigrid Arnade unheimlich viel gelernt über das Schreiben. Ich habe gern Demonstrationen organisiert, ein bisschen Protest fand ich immer gut. Und ich hatte natürlich Ideen, wie man Anträge schreibt. Mir hat das immer Spaß gemacht, Geld zu beschaffen. Ich bin auch froh, dass ich da ein bisschen meine mathematische Wirtschaftliche einbringen kann. Und ich spiele gerne, ich bin begeisterter Doppelkopfspieler. Vieles, die Interessenvertretung oder Kampagnen organisieren, hat ja auch damit zu tun: Es ist, als wenn ich eine Karte ausspiele. Da hatte ich Spaß, auch wenn es natürlich manchmal echt hartes Brot war. Das waren vielleicht so meine Beiträge zur Bewegung, aber ich glaube, es ging nur im Zusammenspiel, nur dadurch, dass wir viele Leute hatten, die ganz eng miteinander verbunden waren. Und das macht, glaube ich, die Stärke der Bewegung aus, auch wenn wir uns manchmal wirklich streiten. Aber man weiß, es ist eine Familie, und man steht schon lange zusammen. Man kann den Leuten irgendwie vertrauen, auch wenn man immer wieder eine gemeinsame Linie finden muss. Das war eigentlich das Geschenk der letzten 25 Jahre.

Sie haben diesen verantwortungsvollen Job als Geschäftsführer sieben Jahre lang ausgeübt und dann 1999 damit aufgehört. Warum?

Ja, ich war sieben Jahre Geschäftsführer und vorher zwei Jahre Berater für behinderte Menschen. In der Zeit haben wir erreicht, dass das Benachteiligungsverbot ins Grundgesetz aufgenommen wurde. Wir haben mit der Aktion Mensch gerungen wie die Löwen, dass die ihr „Sorgenkind“ im Namen überwinden und man einen geschei-

ten Namen bekommt. Dass sie ihre Förderpolitik ändern. Wir haben für Gleichstellungsgesetze gekämpft. Und dann hatte ich diese – ich will niemanden diskriminieren – jahrelangen, inzwischen ergrauten Verbandsfunktionäre, die keine Götter neben sich duldeten immer im Kopf und habe zu mir zu mir gesagt: Nein, so möchte ich nicht werden. Man muss immer offen sein. Und dann habe ich so 1998/99, nachdem ich immer mit Volldampf gefahren war, mir gesagt: Eigentlich muss ich jetzt auch einmal einen Platz frei machen für den Nachwuchs. Denn so nach sieben Jahren mit Kampagnen und allem entwickelt man eine gewisse Dominanz. Und wenn dann Ideen kommen, dann merke ich, wie ich schon wieder sage „durchschnaufen“, und dann denke ich, es ist gut, wenn auch mal wieder andere kommen. Neues Blut, das war so mein Gedanke nach den knapp sieben Jahren, ich müsste jetzt wieder mal anderes machen und auch Platz machen. Und dann dachte ich Ende 1999: Jahrtausendwechsel – gute Gelegenheit. Geh einmal ins Nichts. Ich hatte dann keinen Job. Ich wollte einfach nur Luft schöpfen und habe das dann auch gemacht.

Vom Lobbyisten zum Politiker

Dann sind Sie aber von einer verantwortungsvollen Aufgabe quasi in die nächste gerutscht. Sie sind dann nämlich für die Grünen in das Kasseler Stadtparlament eingezogen und haben praktisch die Seiten gewechselt vom Lobbyisten zum Politiker – natürlich immer noch Interessenvertreter, aber jetzt eben auf der anderen Seite. Wie haben Sie diesen Wechsel erlebt und vor allem auch arrangiert? Das war ja jetzt ein ganz neues Feld und es waren auch ganz neue Protagonisten, mit denen Sie es zu tun hatten. Wie ist Ihnen diese Zeit in Erinnerung geblieben?

Wenn man so auf Verbandsebene arbeitet und zu Anhörungen geht, dann sieht man das immer von der anderen Seite. Und als ich mir dann so zwei Monate lang Luft gemacht habe, habe ich gesagt, ich würde gerne einmal in den Bundestag reinschnuppern. Ich habe dann vier Sitzungswochen bei den Grünen als Praktikum mitgemacht, um einfach mal den Betrieb kennenzulernen. Und da dachte ich: Eigentlich ist Politik interessant. Schließlich wurde ich gefragt: „Willst du nicht kandidieren für die Kasseler Grünen, für das Stadtparlament?“ Ich hatte natürlich nicht viel Ahnung, was da konkret auf mich zukommen würde und habe kandidiert. Und erstaunlicherweise

wurde ich auch noch reingewählt. Ja und dann saß ich also im Stadtparlament. Das war jetzt natürlich hochinteressant, die andere Seite kennenzulernen, wenn auch immer noch mit dem Herzen des Interessenvertreters. Für mich hat sich natürlich die Frage gestellt: Wie zieht man das strategisch auf? Da gab es eine Frau, die war schon behindertenpolitische Sprecherin. Ich hätte jetzt sagen können: Hier kommt der Behindertenaktivist, das muss ich werden. Aber ich habe gesagt: „Machst du das weiter? Ich kann dich gerne unterstützen.“ Und dann habe ich mich um Verkehrspolitik gekümmert und kam in den Ausschuss für Stadtentwicklung und Verkehr. Wer in diesem Ausschuss sitzt, sitzt dann auch im Grundstücksausschuss. Und von dort landet man schnell im Friedhofsausschuss. Das war meine Bandbreite – vom behindertenpolitischen Engagement bis zum Friedhofsausschuss. So lernt man natürlich eine Stadt kennen. Man sieht, wie sich die Stadt entwickelt mit den Jahren: Plötzlich gibt es barrierefreie Haltestellen, oder die Unterführung wurde zugeschüttet, so dass man barrierefrei über die Straße kam. Das war schon ein spannender Prozess, der hat aber auch sehr viel Energie gekostet. Ich war quasi ein ehrenamtlicher Stadtverordneter, der nichts groß verdient hat – 260 Euro, die man noch versteuern musste, plus eine kleine Aufwandsentschädigung, also insgesamt 400 Euro. Die hatte man schnell ausgegeben, wenn man mal jemanden eingeladen hat. Auf jeden Fall war das für mich eine ganz spannende strategische Zeit. Es gab auch viele Beschlüsse zur Behindertenpolitik, die wir durchbekommen haben. Das war natürlich auch eine Herausforderung – als Sehbehinderter in dieser nichtbehinderten Welt mit all ihren Normen. Die ganzen Herren da in ihren grau-schwarzen Anzügen, die sahen für mich alle gleich aus. Das war der Moment, in dem dieser Ansteckbutton für Sehbehinderte, mit dem Männchen mit dem Stock darauf, für mich sehr wichtig wurde. Denn ich habe gemerkt: Ich bewege mich in dieser Welt, und ich kann eigentlich nur vieles falsch machen, indem ich die falschen Leute anspreche. Oder wenn mich jemand anspricht und nicht immer gleich fragt, wer ich eigentlich sei und ich irgendwie völlig falsch gepolt bin. Dann habe ich diesen Blindenbutton anstecken. Und wenn dann irgendjemand zu mir gesagt hat, ob ich das oder jenes nicht sehe, dann konnte ich sagen: „Ja, ich sehe es wirklich nicht. Sie sehen doch, ich bin sehbehindert“, auch wenn sie den Button gar nicht erkannt haben. Das hat mir mein Leben natürlich erleichtert. Denn wenn man zu verschiedenen Terminen gehen, in gewisser Weise auch repräsentieren muss, wenn man sich mit Plänen beschäftigen muss, wenn man sich ohnehin wie die meisten mit einem Halbwissen durchhangeln muss, weil man

gar nicht alles wirklich lernen kann, dann war es für mich wichtig, ein entsprechendes Selbstbewusstsein zu entwickeln. Und wenn jemand mal wieder ewig lang geredet hat, hat mich das natürlich ganz viel Zeit und Energie gekostet. Ich musste auch abends in der Kneipe mit dabei sitzen, das gehörte genauso dazu wie die Fraktions-sitzung. Ich habe das sehr gerne gemacht, aber mit einer Sehbehinderung galt es natürlich immer, irgendwie zurecht zu kommen, sich zu überwinden.

Sind Sie denn von den anderen akzeptiert worden? Politiker bewegen sich ja wohl in einem speziellen Milieu.

So etwas ist immer schwer zu sagen. Man bildet ja immer Gruppen, Rudel und findet das eigene Rudel besser als die anderen. Man lästert und schimpft über die anderen, auch über die eigenen Leute. Deshalb ist es immer schwer zu sagen, ob man akzeptiert wird. Aber ich glaube, ich habe mir dann schon meinen Raum genommen, auch fraktionsübergreifend, weil ich immer eher der vermittelnde Typ war. Ich habe immer gedacht: Jeder von denen macht das ehrenamtlich, wir sind alle mit Herzblut dabei, auch wenn wir manchmal konträr sind. Und da möchte ich auch ein bisschen Spaß haben und ab und zu mein Witzchen machen können, aber auch mal scharf schießen können in einer schönen Debatte. Ich glaube schon, dass es da eine starke Verbindung gab, auch wenn man bei politischen und sogar personellen Entscheidungen schon immer wieder geguckt hat, wer welches Parteibuch hat. Aber ich habe da zumindest für mich auch sehr viel Verbundenheit mit den anderen gespürt.

Sie waren für die Grünen im Stadtparlament und sind Mitte der 1980er Jahre den Grünen beigetreten. Da war das ja noch eine relativ junge Partei. Was waren damals Ihre Motive und wie war die Stimmung in dieser Partei, auch gegenüber Behinderten? Inwieweit war Behindertenrecht dort überhaupt ein Thema?

Man hat sich mit der Friedensbewegung beschäftigt, und da liegen die Grünen natürlich nah. Ich habe auch durch andere mitbekommen, dass man das Behindertenthema bei den Grünen gut einbringen konnte. Dann gab es in der Bremer Bürgerschaft den Horst Frehe (Abgeordneter und Rollstuhlfahrer) und in Berlin gab es einen Rollstuhlfahrer, der für die Grünen im Parlament war, die haben versucht die Gesetze zu formulieren. Das habe ich immer spannend gefunden, dass die damals dort einen

Platz bekommen haben. Also bin ich Mitglied geworden. Ich bin dann zwar auch zu Mitgliederversammlungen gegangen, blieb aber eher passiv, weil ich war in den politischen Feldern und hochtrabenden Debatten nicht so versiert war. Eine Weile lang habe ich auch gar nichts gemacht. Und dann tauchte so um das Jahr 2000 / 2001 die Frage auf: Kandidierst du für uns? Es gab zwar eine Verbundenheit, aber keine Verwurzelung. Das Behindertenthema konnte man schon immer wieder einmal einbringen, aber es hatte letztendlich kein großes Gewicht. Da ritt jeder irgendwie sein Pferd. Und Behindertenpolitik galt zwar als nett, und es gab auch immer ein paar Leute, die fanden das gut, aber es war nicht das Top-Thema. Man wurde nicht gerade zum König der Grünen, wenn man die Behindertenpolitik ritt. Deshalb blieb ich immer nur so halb verbunden, eher distanziert. Aber wenn man dann einmal im Geschäft ist, als Stadtverordneter mit den Ortsbeiräten zu tun hat, zum Beispiel auch beim Thema Verkehr viel Presse für die Grünen bekommt, auch die Zeitung öfters macht, dann wächst man rein, und dann spürt man auch Verbundenheit.

Vom Stadtparlament zum Landesbehindertenbeauftragten

Sie waren ja schon seit 1999 in der Parlamentspolitik aktiv. Wann kam es dann zur Ernennung zum Landesbehindertenbeauftragten von Rheinland-Pfalz?

Das war auch wieder so eine Fügung in meinem Leben, an die ich vorher nicht gedacht hatte. Ich war bis 2007, also ungefähr sieben, acht Jahre lang Freiberufler gewesen und hatte mein Geld irgendwie mit Kampagnen oder Projekten verdient, aber dann war klar, ich musste mal wieder irgendetwas anderes machen. Die Arbeit im Stadtparlament war in Ordnung, aber ich merkte, irgendetwas kommt noch. Dann hatte ich die Idee, mach dir mal nicht so viele Termine für nächstes Jahr, du könntest vielleicht ein Sabbatjahr machen. Das hatte ich mit meiner Frau zusammen überlegt. Und deshalb waren wir terminlich kaum gebunden, als eines Tages der Anruf aus Mainz kam, ob ich denn mit der Ministerin reden wolle. Schon vorher hatte mir die Mainzer Behindertenbeauftragte (Marita Boos-Waidosch) gesagt, dass man sie gefragt habe, ob sie Landesbehindertenbeauftragte werden wolle. Aber sie wurde dann ziemlich krank und hat für sich erkannt, dass sie sich diesen Höllenjob nicht mehr antun möchte. Das war die Vorgeschichte. Und dann kam der Anruf von meiner Bekannten aus Mainz, die sagte: „Du, ich höre auf.“ Und dann kam der Satz „Ich habe

dich vorgeschlagen“. Da ratterte es bei mir im Hirn: Will ich so etwas überhaupt? Kann ich so etwas überhaupt? Will ich mein Leben so verändern? Und da habe ich erst mal mit meiner Frau gesprochen, weil klar war, wir müssten nach Mainz umziehen. Ich bin dann zum Gespräch mit der Ministerin hingefahren. Ich habe dann noch einmal mit dem Staatssekretär geredet, bin dann irgendwann einmal in die Fraktion und habe mir bei all dem keine Mühe gegeben, irgendwie anders zu wirken als ich war. Ich habe dann auch in der SPD-Fraktion – damals hatte die SPD in Rheinland-Pfalz die Alleinregierung – gesagt: „Seid ihr sicher, dass ihr einen wollt, der nicht in der SPD ist, der keine Verwaltungspraxis hat und der nicht aus Rheinland-Pfalz kommt? Also, wenn ihr euch sicher seid, dann kann ich sagen, wofür ich mich einsetze.“ Malu Dreyer (damals rheinland-pfälzische Landesministerin für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Demografie) sagte mir dann später, es wäre einer ihrer größeren Kämpfe gewesen, mich da durchzusetzen, denn sie hätte damit auch ein Zeichen setzen wollen. Sie wollte diese Position nämlich wirklich mit Behinderten besetzen, weil das einfach authentischer war und nochmal eine ganz andere politische Wirkung hatte.

Und wir fanden Sie sich dann in dieser Funktion zurecht? Wussten Sie denn, was auf Sie zukommt?

Das Gute ist, man weiß es manchmal, aber man weiß es oft auch nicht. Man kann es sich nicht so richtig vorstellen. Klar, man liest sich ein, geht hin und führt Gespräche. Da ging es dann auch um die Personaleinstellung und so weiter. Ich tastete mich in so ein Ministerium hinein und wurde vorgestellt. Eigentlich habe ich diese Rolle sehr schnell angenommen. Mir war dann auch klar, dass das eine ganz große Bedeutung hat. Ich habe mir dann sogar Krawatten angezogen, denn es war ja ein Amt der Landesregierung, und meine Kollegin hat früh zu mir gesagt: „Für manche Leute, die mit einem Behindertenvertreter zusammen kommen wollen, ist das ein wichtiger Moment, wenn sie jemanden von der Landesregierung treffen. Wenn sie also beim Ministerpräsidenten eine Krawatte anziehen, dann tun Sie das bitte auch bei den anderen. Das war mir eine ganz wichtige Lehre. Mir wurde klar, man verkörpert etwas und hat natürlich auch eine hohe Verantwortung. Und deshalb habe ich diesen Job auch mit einem rasenden Tempo gemacht, denn es gab immer diesen Zwiespalt unter-

wegs zu sein, wirklich dorthin zu gehen, wo Menschen leben, vor Ort in die Kommunen – und natürlich auch im eigenen Stall zu kehren, dafür zu sorgen, dass die Landesregierung ihre Gesetze oder ihre Aktivitäten nach den Maßstäben von Barrierefreiheit und Inklusion gestaltet. Aber natürlich gab es dann auch wieder viele Anfragen, wo es um einzelne konkrete Leute ging, und da habe ich mir wahrscheinlich manchmal auch zu oft den Kopf zerbrochen. Wir haben immer nach Lösungen gesucht und um die Leute gekämpft. Oft waren es einfache Anrufe – „Wir suchen eine Betreuungseinrichtung für unsere Tochter“ –, da hat meine Kollegin dann gesagt: „Was ist denn das Problem? Sind Sie sicher, dass Sie für Ihre Tochter wirklich eine Einrichtung suchen oder gibt es eine andere Möglichkeit?“ Und um diese andere Möglichkeit haben wir dann gerungen. Das ist schon auch belastend, denn man findet die Lösung nicht immer. Aber wir haben sie zum Glück oft gefunden. Es war eigentlich ein toller Job mit vielen Facetten. Ich hatte meine Stärken, ich hatte meine Schwächen. Ich bin kein Rumsteher bei irgendwelchen Empfängen und trinke da meinen Wein. Als Nichtweintrinker war ich in Rheinland-Pfalz so etwas von fehl am Platz. Aber ich dachte immer, bevor ich da rumstehe, kann ich in der Zeit auch was schaffen. Von daher war ich immer ganz gezielt dort, wo ich dann eine Rede halten konnte oder mit den Leuten direkt diskutieren. Trotz des Höllentempos hat dieser Job mir richtig Spaß gemacht. Wir konnten sehr viel bewegen. Rheinland-Pfalz war dafür ein tolles Land und ist es immer noch, weil die Politiker dort einfach vieles anders gemacht haben und machen. Umso schwerer war es natürlich auch, dann die Kurve zum Abschied zu kriegen.

Haben Sie irgendeine Begegnung oder irgendetwas, was Sie durchgesetzt haben oder worauf Sie stolz sind oder was Sie aufmerken ließ, in besonderer Erinnerung?

Ich glaube, das waren zwei Sachen. Zum einen das Heimgesetz zu begleiten, das in Rheinland-Pfalz reformiert wurde. Ich war da als Beauftragter von Anfang bis Ende dabei, während der langen Vordiskussionen, während des Ringens darum, dass die Gruppen nicht so groß werden. Das war für mich spannend, einfach einmal so einen Gesetzesprozess zu erleben, diese ganze Dynamik und auch Spaß dabei zu haben. Ich habe dann einmal ein Bild von einem Pferdestall gemacht und gesagt: „Wenn das Pferd 18 m² kriegt, dann sollte das eigentlich für einen Menschen das Minimum sein.“

Die andere Sache war, die Entwicklung zur inklusiveren Schule begleiten zu dürfen. Da gab es eine Diskussion mit dem Bildungsministerium, wo man merkte, dass sich das langsam veränderte, dass man Menschen erreichte und die langsam auch stolz waren auf das, was sie erreicht haben, um dann wieder weiterzumachen. Aber der spannendste Prozess war glaube ich, wie die UN-Behindertenrechtskonvention im März 2009 in Deutschland in Kraft trat. Wir in Rheinland-Pfalz waren mit einem Kollegen da, der jetzt mein Nachfolger ist, mit dem ich wunderbar zusammengearbeitet hatte, ein Rollstuhlfahrer. Wir hatten da ganz früh gesagt: „Wenn wir dieses Gesetz jetzt haben, diese Behindertenrechtskonvention, dann muss die mit Praxis gefüllt werden. Lass uns doch einmal uns für einen Aktionsplan einsetzen.“ Das haben wir vom Anfang bis zum Schluss durchgezogen. Wir haben ungefähr ein Jahr dafür gebraucht – vom ersten Mal, als die Ministerin erklärt hat „Ja, wir machen einen Aktionsplan“ bis zum Ausrufen dieses Plans mit den Verbänden. Da in den verschiedenen Ministerien die Runde zu machen, ihnen Vorschläge zu machen, das war richtig intensiv und spannend. Und dann natürlich auch die Umsetzung an vielen Stellen zu sehen, das war ein Geschenk. Aber vielleicht das am meisten bewegende Erlebnis war mein Abschied. Ich bin kein Mensch, der Abschiedsfeiern oder so etwas veranstaltet. Kurt Beck ließ anrufen, ob ich nicht noch einmal vorbeikäme bei ihm. Da dachte ich: ‚Na klar, gehst du einmal vorbei.‘ Also tappte ich dann in die Staatskanzlei. Wir haben uns einfach nur ganz nett unterhalten. Und dann meinte er: „Ach, Herr Miles-Paul, ich bringe Sie noch runter.“ Das war so Kurt Beck, der dann nicht viel später selber aufgehört hat, damals wusste ich es nur noch nicht. Der hat mich dann noch einmal runtergebracht und persönlich verabschiedet. Da dachte ich: ‚Das macht Rheinland-Pfalz auch aus.‘ Es ist ein Land der Menschen. Ich glaube, das war diese erlebte Wertschätzung, weshalb ich mich auch selber immer bemüht habe, wenn Menschen, auch behinderte Menschen, sich für etwas einsetzen und der Gesellschaft viel Energie geben, dass die bei uns im Ministerium offene Türen vorfanden, gut behandelt wurden. Das wurde mir von – ich nenne mal Kurt Beck, auch Malu Dreyer – eben auch vorgelebt. Von dieser Zeit zehre ich heute noch ganz viel.

Projekte statt große Politik

Sie haben dann nach fünf Jahren die Politik verlassen. Wieso, und was sollte danach kommen?

Das ist eine gute Frage: Wieso? Das haben mich natürlich viele gefragt, denn im Konzept der Menschen scheint es nur Aufstieg zu geben. Sie haben gefragt: „Und gehst du jetzt nach Baden-Württemberg, wirst Staatssekretär? Aber ich hatte eigentlich gar nicht vor. Ich wusste auch gar nicht, was ich machen wollte, ich wollte nur erst einmal vier Monate lang gar nichts machen. Das war mein Ziel – vielleicht einfach nur zum Fenster hinauszuschauen und überlegen. Das hatte natürlich einen ernsteren Hintergrund: Meine Frau hatte zwischenzeitlich Krebs gehabt. Da dachte ich über mein Leben noch einmal anders nach. Ist es jetzt nicht vielleicht an der Zeit, wieder einmal einen Schritt zurückzutreten? Ich hatte noch ein paar Ersparnisse, von denen ich leben konnte. Ich hatte damals aber nicht daran gedacht, wie schnell die sich aufbrauchen würden. Und dann habe ich mich also vier Monate lang bemüht, gar nichts zu machen.“

Hat das geklappt?

Einigermaßen. Ich glaube, wenn man aktiv ist, dann ist es schön, mal zwei, drei Wochen Urlaub zu machen, aber dann sticht einen doch wieder der Hafer. Ich habe mir dann bewusst gesagt, gönne dir die Zeit. Nach acht, neun Wochen hatte ich ein Schlüsselerlebnis. Sigrid Arnade, Hans-Günter Heiden und Barbara Vieweg von der ISL (Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben e.V.) meinten, ich solle doch einmal zu ihnen nach Jena kommen. Sie würden mit mir gerne einmal über meine Zukunft nachdenken. Das konnte ich nicht ausschlagen. Wenn man mit denen zusammensitzt, dann wird es immer kreativ. Sie hatten drei, vier Ideen, die man umsetzen konnte. Und wenn ich heute darüber nachdenke, sind drei dieser Ideen auch voll umgesetzt worden. Und sie tragen immerhin dazu bei, dass ich heute meinen Erwerb habe, wobei ich jetzt wesentlich weniger verdiene als damals. Das war mir klar, aber das war auch nicht wichtig. Ich habe also wieder spannende Betätigungsfelder gefunden, die mich manchmal sehr fordern, aber auch viel Spaß machen, und ich hoffe, in denen ich auch etwas bewegen kann.

Wollen Sie diese Projekte etwas konkreter beschreiben? Und meine abschließende Frage wäre dann: Was sind Ihre nächsten Projekte? Vielleicht Stichwort Bundesteilhabegesetz oder etwas anderes.

Zu diesen Stichwort wurde mir von den beiden Damen und dem Herrn die erste Idee angetragen: „Wir brauchen jemanden, der eine Kampagne aufzieht für ein gutes Bundesteilhabegesetz.“ Das fand ich spannend, denn das Thema war ohnehin in der Mache. Und dann stand auch der Wahlkampf an, 2013, sodass ich ab Juni gesagt habe: „Okay, ich koordiniere das, auch wenn wir noch kein Geld haben.“ Wir haben dann einen Antrag gestellt und irgendwann kam dann auch das Geld. Das war die eine Idee. Die zweite Idee war: Wir brauchen Empowerment-Schulungen. Das heißt, wir müssten eigentlich mehr behinderte Menschen, die sich engagieren wollen, die aber noch viel dafür zu lernen hatten und wollten, befähigen und unterstützen. Dazu hat dann Sigrid Arnade ein Projekt beantragt. Bei dem habe ich dann auch mitgemacht. Das war ein Modellprojekt beim Bundesministerium für Arbeit und Soziales für die Umsetzung der Behindertenrechtskonvention, mit Empowerment zur Partizipation behinderter Menschen. Da haben wir dann die Schulungen gemacht. Das Projekt ist jetzt fast beendet, total spannend. Viele behinderte Menschen, die ganz konkrete Aktionen und Projekte machten, wurden an Wochenenden geschult. Da hatte ich dann das Gefühl, man kann auch etwas weitergeben. Das war auch immer mein Anliegen gewesen. Und die dritte Schiene war dann die Modellprojektförderung durch die Aktion Mensch. Ich habe immer gesagt, ich möchte nicht nur die Projektförderung der Verbände, sondern auch, dass einzelne Menschen, die sich engagieren, eine Art Stipendium bekommen, damit sie das machen können, was sie umtreibt. Und deshalb koordiniere ich jetzt ein Projekt, das nennt sich „Inklusionsbotschafter und –botschafterinnen“. Das sind behinderte Menschen, die sich einbringen, die mitgestalten – ganz bunt und vielfältig. Dieses Projekt ist aus dem Empowerment-Projekt entstanden. Das sind jetzt die drei Projekte, die mich auch immer noch begleiten. Seit einem halben, dreiviertel Jahr ist auch noch ein neues Projekt dabei, das Bundesbehindertengleichstellungsgesetz. Das hat viel mit Barrieren und Barrierefreiheit zu tun. Wir kämpfen darum, dass zum Beispiel auch der Bäcker an der Ecke, das Kino, all die privaten Anbieter barrierefrei sein müssen und etwas dafür tun müssen, was sie bisher per Gesetz nicht mussten. Das ist ein richtig dickes Brett. Das heißt, ich kann wieder richtig politisieren, und es ist ein harter Kampf. Ich hoffe natürlich bis zum

Schluss, dass wir damit etwas erreichen. Das sind jetzt so die Dinge, die ich mache. Aber sie kosten viel Energie. Wenn man mit seinem eigenen Seelenheil einigermaßen im Gleichgewicht bleiben will und diese vielen Geister um sich herum hat, die man auch zusammenbringen muss und jeden Tag ein bisschen zum sozialen Frieden in dieser Welt beitragen will, dann kostet das verdammt viel Energie. Man muss seine Sinne immer beisammen haben. Darum überlege ich, ob ich nicht nächstes Jahr wieder ein halbes Jahr Auszeit nehmen kann, um Luft zu schöpfen und zu gucken, was das Leben bringt. Aber ich hoffe natürlich auch, dass mir immer wieder etwas Neues einfällt oder auf mich zukommt.

Generationenwechsel erwünscht

Sie haben gesagt, Sie hätten auch der jüngeren Generation Platz machen wollen, die sollten die Dinge auch einmal in die Hand nehmen. Wie ist Ihr Verhältnis zur jüngeren Generation Behinderter? – Auch vor dem Hintergrund, dass mit den neuen sozialen Medien die Art und Weise der Jüngeren, miteinander zu kommunizieren und Rechte durchzusetzen, eine ganz andere geworden ist? Was meinen Sie, wie haben sich die Kommunikation und der Zusammenhalt und das Verbandspolitische in den letzten Jahren oder auch schon Jahrzehnten verändert?

Wir brauchen ja eine nächste Generation in der Behindertenbewegung und eine übernächste. Die wird sicherlich vieles anders machen als wir. Und deshalb bin ich jetzt natürlich auch mit allen möglichen Leuten in Kontakt. Ich kann sagen, ich habe meinen Spaß daran zu sehen, wie jetzt jüngere Leute anfangen zu kämpfen, gerade auch für das Bundesteilhabegesetz. Die jüngere Generation behinderter Menschen sagt: „Das ist eine Sauerei, wir dürfen nur 2.600 Euro sparen, unser ganzes Leben wird eigentlich versaut, weil wir auf ewig arm gehalten werden, nur weil wir Unterstützung brauchen und beim Sozialamt landen.“ Da gibt es einige, die sehr aktiv sind, und da gibt es auch noch Raúl Krauthausen, der viel mit Medien macht. Da dränge ich mich dann, ich sage mal als „Alter“, nicht rein, sondern warte ein bisschen, ob sich langsam ein Kontakt anbahnt, weil ich weiß, wie das früher bei uns war. Man will so einen Besserwisser nicht wirklich um sich haben, der dann womöglich auch noch anfängt, rumzumeckern. Das ist ganz schwierig. Das ist immer eine Gratwanderung.

Die schimpfen natürlich zum Teil wie die Rohrspatzen, was wir alles hätten machen sollen und nicht gemacht haben. Da denke ich dann: ‚In vielen Punkten habt ihr ja Recht, aber wenn ihr wüsstet, wie ausgelaugt wir eigentlich sind, wie viel Energie wir schon reingepumpt haben.‘

Um was geht es dabei konkret?

Die sagen zum Beispiel: ‚Ihr müsst viel breiter in den Medien vertreten sein‘. Die sind bei Facebook, aber dort sind wir natürlich nicht immer so präsent. – ‚Ihr müsst auch bei all diesen Talkshows dabei sein.‘ Wunderbar. Wir wären gerne dabei. Aber zeigt uns, wie es geht. – ‚Ihr müsst viel mehr Leute mobilisieren.‘ Da sage ich: ‚Spitze. Das ist eine tolle Kritik, da es ist Energie dahinter.‘ Aber dann darf man auch nicht gleich reingrätschen, muss die Kritik aushalten, muss manchmal sagen ‚Ihr habt Recht‘ und manchmal auch nur seinen Teil denken, aber trotzdem Leute ins Spiel bringen, sie unterstützen, auch mal einen Antrag schreiben. Die wissen ja selber, dass sie noch vieles lernen können. Das ist so eine Gratwanderung.

Aber das führt uns jetzt zu der zweiten Frage mit den neuen sozialen Medien. Die haben uns einen ganz anderen Pfiff gebracht. Ich bin noch mit der Bindung an Organisationen aufgewachsen. Man ist im Vorstand gewesen, das war eine fast lebenslange Aufgabe. Heute ist das alles beweglicher geworden, man nutzt Facebook, man mobilisiert ganz anders. Früher hat man Tageseinladungen und Aufrufe zur Demonstration kopiert und per Brief verschickt. Heute geht das zack mit zwei Tastenklicks und dann funktioniert das. Das ist faszinierend, aber auch problematisch, denn man muss auch Leute finden, die dann die Verantwortung übernehmen, die eine Organisation auch dauerhaft zusammenhalten können, die das Know-how vermitteln können. Da muss ich dann manchmal schon schlucken und denke: ‚Leute, euer Vorwurf ist ungerecht.‘ Was mich betrifft, halte ich es schon aus, wenn sie maulen. Aber was andere betrifft, denke ich dann: ‚Leute, ihr wisst gar nicht, wie viel die arbeiten, wie die ihren Kopf hinhalten. Ihr seht es nur nicht.‘ Wir haben früher die Funktionäre auch nicht richtig gesehen. Das ist Teil der Jugend. Ich bin im Moment ganz zuversichtlich: Es kommen neue Leute, die machen es anders als wir, aber in den neuen Medien liegen auch ganz viele Chancen: schnelle Kommunikation, Mobilisierung, Flashmobs – alles sehr schnell. Das Risiko dabei ist, dass man auch sehr schnell Leute verprellen kann. Ich schreibe ja viel für einen Online-Nachrichtendienst. Ich

sperre immer öfter die Leserbrieffunktion, wenn ich über Menschen schreibe, bei denen ich genau weiß, dass auf die dann wild draufgehauen wird, richtig beleidigend. Das steht dann im Internet. Da denke ich dann immer, man muss Leute auch schützen. Das trifft Leute auch hart, und das trifft auch mich manchmal hart, wenn eine Anschuldigung kommt. Gerade für die jüngeren Aktivist*innen hoffe ich, dass wir auf einen Kulturgewinn mit weniger Schmähungen zusteuern.

Glauben Sie, dass durch die neuen sozialen Medien auch mehr Nichtbehinderte für die Interessen der Behinderten gewonnen werden können?

Ja, das glaube ich. Dafür gibt es auch einen ganz schönen Beweis. Zwei – einer, der noch studiert und Krauthausen, der Mitte dreißig ist – haben eine Petition für das Recht auf Sparen ziemlich gepusht, dass also Behinderte mehr als 2.600 Euro gespart haben dürfen, wenn sie Assistenz brauchen. Und die beiden haben inzwischen 325.000 Unterstützer*innen. Da treffe ich Leute, die sagen: „Ich hatte ja mit dem Thema bisher nichts tun. Aber das wusste ich nicht, das ist ja eine richtige Ungerechtigkeit.“ Da denke ich dann immer, ich müsste mehr kommunizieren und sagen: „Es ist auch euer eigenes Interesse. Wenn ihr morgen behindert werdet, dann könnte euch das genauso widerfahren.“ Da gibt es also eine echte Solidarität von Nichtbehinderten. Die denken dabei wirklich nicht zuerst an sich. Beim Petitionswesen sieht man das also, dass es da Unterstützung gibt. Das verändert jetzt noch nicht die Welt, aber es ist ein kleiner Schritt dahin. Ich glaube auch, man begegnet sich im Netz anders. Da gibt es eben nicht diesen Erste-paar-Sekunden-Eindruck – aha, behindert, um Gottes willen, was jetzt? Und ich glaube, grundsätzlich würde es die Gesellschaft auch noch ein bisschen auflockern, wenn man sich im Netz nicht erst zwanzigmal beleidigt, bevor man Kontakt aufnimmt.

Das Interview führte Jörg von Bilavsky.